

3. Gründungsbiographien

3.1 Biographien und intersystemische Organisationen

„Die 68er sind älter geworden. Sie sind nicht weiser geworden. Und nach und nach werden sie durch jüngeren Nachwuchs abgelöst, der mit den notwendigen Kenntnissen über Halbwertszeiten und Messverfahren, Dioxinverbrennungs- und Abfallsortierungstechniken aufgewachsen ist.“ (Luhmann, 1992a, 156)

Luhmanns Polemik gegen die 68er trifft ihr Ziel nicht. Schon die 68er waren weise. Zumindest in der Schweiz war es nicht der Nachwuchs der 68er, der mit den notwendigen Kenntnissen ausgestattet war, sondern schon die 68er selbst, und sogar ihre Vorläufer. Nur handelte es sich nicht um die geistes- und sozialwissenschaftlich ausgebildeten Intellektuellen, nicht um die Schriftsteller und Künstler, die Luhmann wahrscheinlich im Auge hatte, sondern um Techniker und Naturwissenschaftler, die den neu aufkommenden Umweltdiskurs mitformten und aufnahmen und mit Hilfe ihrer Kenntnisse über Halbwertszeiten und Messverfahren in Dienstleistungen umsetzten.

Dieses Kapitel verfolgt den Entstehungskontext der Umweltdienstleistungsfirmen anhand biographischer Interviews mit ihren Gründern. Bei Umweltdienstleistungsfirmen handelt es sich um Gründungen von jungen und kleinen Organisationen, die meist auf die Initiative weniger Personen zurückgehen. Die Umweltdienstleistungsfirmen entstanden als neuer Organisationstyp. Die einzelnen Tätigkeiten, die die Umweltdienstleistungsfirmen später übernahmen, existierten jedoch teilweise schon vor ihrer Gründung. So zum Beispiel als Tätigkeiten von Ingenieurs- und Planungsbüros oder als Expertisen, die an Universitäten angefertigt wurden. Neu ist nur die Kombination der Tätigkeiten und ihre wissenschaftliche und politische Umdeutung unter einem neuen Umweltbegriff. Jedenfalls konnte kein Schema eines existierenden Berufs kopiert und übernommen werden, sondern es entstand etwas Neues.

Dennoch entwickelte sich dieser neue Firmentyp bei aller Heterogenität der resultierenden Firmen aufgrund ähnlicher Grundlagen, die sich biographisch nachzeichnen lassen. Dies ist theoretisch einsichtig, denn es bestand kein „Beruf“ im Sinne einer gesellschaftlich geteilten Vorstellung von Tätigkeiten, dazu benötigten Technologien und Fähigkeiten, in den man mit unterschiedlichen Hintergründen hineinsozialisiert werden konnte. Zu einem solchen Beruf konnte einem folgenderweise auch keine Berufsberaterin, kein Freund und keine Verwandte raten. Damit ähnliche Firmen entstehen konnten, mussten deshalb ähnliche Dispositionen und Hintergründe vorliegen. Dazu brauchte es sowohl ein Interesse, Neigungen und Aufmerksamkeiten, als auch Gelegenheiten, die existierten oder geschaffen werden mussten, um Umweltdienstleistungen entstehen zu lassen. Um dies nachvollziehen zu können, muss der gesellschaftliche Hintergrund der 1970er bis 1990er Jahre mit den Biographien der Gründer verbunden werden. Folgende Elemente führten zu den Umweltdienstleistungsfirmen als intersystemische Organisationen:

Erstens hatten die Gründer der Firmen eine naturwissenschaftliche oder technische Ausbildung. Sie waren vertraut mit Wissenschaft, verließen jedoch die Universitäten. Zweitens verstanden sie ihr Handeln als Beitrag zur Gesellschaftsverbesserung. In einem schwachen Sinn äußert sich dies in einer Gemeinwohlorientierung. In einem stärkeren Sinn insbesondere von Mitte der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre in einem explizit politischen Programm zur Änderung der Gesellschaft. Die Politisierung führte zwar nicht zu einer Abwendung von Wissenschaft als Theorie und Methode, aber sie führte zu einer Kritik der existierenden, scheinbar wertfreien Wissenschaft. Die Politisierung ging einher mit einem neuen Umweltbegriff, der die Umwelt wissenschaftlicher und politischer Bearbeitung öffnete. Drittens schließlich, und dies wird das Thema des nächsten Kapitels sein, boten sich den Gründern Gelegenheiten, das politisierte Wissen zu Projekten zu formen, zu verkaufen und dazu Organisationen zu gründen.

Die folgende Erzählung intersystemischer Biographien verläuft im Wesentlichen chronologisch. Nach einem ersten Kapitel über den wissenschaftlichen Hintergrund, der sich bei fast allen Interviewten findet, analysiere ich die Biographien der einzelnen Personen. Dabei unterteile ich die Interviewten in drei Kohorten. Die erste Kohorte analysiere ich anhand eines einzigen Fallbeispiels. Dabei handelt es sich um jemanden, der zeitgleich mit der Entstehung des modernen Umweltdiskurses Anfang der 1970er Jahre mit Umweltdienstleistungen begann. Die zweite Kohorte besteht aus denjenigen Personen, die ab Mitte der 1970er Jahre bis Mitte der 1980er Jahre zu den Umweltdienstleistungen stießen. Dies war die Zeit, als der moderne Umweltbegriff einen Aufschwung erlebte,

stark politisiert wurde und die Umweltdienstleistungen einen ersten Aufschwung in einem relativ unregulierten Raum nahmen. Die dritte und letzte Kohorte besteht aus denjenigen, die ab Ende der 1980er Jahre zu den Umweltdienstleistungen stießen, als Umweltdienstleistungen zu einem Beruf mit einer akademischen Ausbildung geworden war, und durch die Einführung des Umweltschutzgesetzes und anderer Umweltgesetze stetige Aufträge an Umweltdienstleistungsfirmen flossen.

3.2 Wissenschaftliche Grundlagen

Alle von mir interviewten Personen haben eine Matura¹ und – von zwei Ausnahmen abgesehen – ein Hochschulstudium abgeschlossen. Mit Ausnahme eines Ökonomen (Doppler von Delta-consult) handelt es sich bei diesen um naturwissenschaftliche Studiengänge.² Damit zeigt sich auch schon, dass Umweltdienstleistungsfirmen als wissenschaftsnahe Organisationen und die darin ausgeübten Tätigkeiten als „wissenschaftliche Berufe“ angesehen werden können (Stichweh, 1994b, 326). Dieser Tatbestand erscheint in den Interviews immer als Selbstverständlichkeit und wird nicht weiter thematisiert:

MG: Zuerst würde ich gerne von ihnen etwas über ihren persönlichen Werdegang wissen, bevor sie zu der Firma gekommen sind.

Brauer: Also ich habe an der Uni [XY] ein Biologiestudium gemacht. Und bin auch Ende der 80er Jahre an die ETH gegangen und habe noch ein Nachdiplom gemacht in Umweltwissenschaften. Die Motivation, um das zu machen, war eigentlich trivial in dem Sinn, dass man mir nie eine Diss angeboten hat.

1 Das Schweizer Äquivalent zum Abitur.

2 In einer Umfrage im Jahre 2001 unter 3514 Personen, die eine Tätigkeit mit Umweltbezug ausüben (Absolventen von „Umwelt“-Ausbildungen und/oder Mitgliedern von Umweltorganisationen), hatten 15,7 Prozent einen Fachhochschulabschluss und gar 74,7 Prozent einen Hochschulabschluss oder ein Doktorat. 6,4 Prozent hatten eine Berufsausbildung als höchsten Abschluss. Dabei ist zu bemerken, dass das Sample dieser Befragung wesentlich breiter war als die in dieser Arbeit analysierten Umweltdienstleistungsfirmen und zu 15 Prozent Befragte aus dem Baugewerbe mit einschloss. Von den Befragten hatten 14,3 Prozent eine geistes- oder sozialwissenschaftliche Ausbildung. Es waren jedoch Mehrfachantworten möglich, so dass der Anteil derjenigen, die nur eine sozialwissenschaftliche Ausbildung genossen, vermutlich tiefer liegt. Der Anteil derjenigen mit naturwissenschaftlichen Ausbildungen kann aufgrund des vorliegenden Materials nicht bestimmt werden (Sombre et al., 2002).

Ich habe auch nichts machen wollen in dem Bereich, in dem ich dann war, und hatte halt immer die Idee, selber etwas anzufangen. (Brauer, Beta-tech)³

Die Wissenschaftsnähe des Berufes sieht Brauer als gegeben an. Das Studium wird von den Interviewten meist beiläufig erwähnt und als nicht bestimmend für die Karriere erwähnt. Hier ist der typische Einstieg zu beachten: Ich spezifiziere absichtlich nicht, was mit „Werdegang“ gemeint ist, und Brauer geht davon aus, dass das erste, aber nicht weiter kommentierungswürdige Ereignis dazu das Studium war. Die Motivation erscheint ihm „trivial“, und dabei handelt es sich eher um einen Ausschlussgrund, weiter innerhalb der Universität zu bleiben, da ihm keine „Diss“ angeboten wurde.

Neben der Selbstverständlichkeit eines naturwissenschaftlichen Studiums findet sich als ein weiteres Motiv ein Desinteresse an weiterer universitärer Arbeit oder aber bei denjenigen, die weiter in der Wissenschaft geblieben sind, ein zunehmendes Missvergnügen an der Wissenschaft. Geiger beschreibt seine Arbeit als „Bürolist“, die wenig mit der „Welt“ zu tun habe:

[Meine Arbeit] ist mehr Kommunikation und hat viel mit Denken und Internet [zu tun]. Ich finde nicht, dass es ein großer Unterschied zur Uni ist. An der Uni war es mir fast zu langweilig. Und ja, die Uni in [XY], ich weiß nicht, ob es dort noch besser ist oder ob es vielleicht jetzt mieft. [...] Ich war halt in Amerika und dort hat es mir sehr gut gefallen. Wahrscheinlich wäre ich besser dort geblieben. Und dann komme ich in die Schweiz zurück. Wobei ich habe nachher da in mehreren Nat-Fonds-Projekten [der Schweizerische Nationalfonds ist die staatliche Forschungsförderungsagentur, MG] arbeiten können. [Ich konnte sie] selber an Land ziehen und bin quasi dort auch recht weit gekommen. Aber irgend einmal, ja, ja, hat man dann einfach relativ exotische Probleme bearbeitet. (Geiger, Gamma-tech)

Obwohl Geiger seine jetzige Arbeit ebenfalls als weltfern beschreibt, führt er über die Kontrastierung der lokalen mit der US-amerikanischen Academia Wissenschaft als etwas noch Weltferneres, „Exotisches“ und außerdem „Langweiliges“ ein. Demgegenüber erscheint die Arbeit in einer Umweltdienstleistungsfirma als geradezu „handfeste“ Alternative. In Geigers Erzählung gibt es keinen inhaltlichen Bezug zwischen dem Studium bzw. der wissenschaftlichen Tätigkeit in der Schweiz und dem späteren Beruf. Die Probleme der hiesigen Universität deklariert er als

3 Die Firmennamen sind so anonymisiert, dass sie Auskunft über das Arbeitsfeld geben. Im methodischen Anhang des Buches finden sich detaillierte Erläuterungen zu den Anonymisierungsregeln.

exotisch. Das ist auch durch die fehlende Verbindung des Berufs mit universitären Problemstellungen zurückzuführen. Bis Ende der 1980er Jahre, als die ersten Studiengänge für Umweltnaturwissenschaften eingerichtet wurden, gab es keine Verbindung zwischen den Problemdefinitionen des Berufs und den universitären Fragestellungen, die ja nicht unter dem Begriff „Umwelt“ liefen, sondern unter den jeweiligen disziplinären Begriffen. Man kann hier von einer umgekehrten sekundären Disziplinenbildung sprechen (Stichweh, 1994b, 325ff.). Stichweh versteht darunter Berufe, die ausschließlich akademisch ausgebildeten Personen offen stehen, die jedoch nicht wie Professionen direkt an einzelne akademische Disziplinen gebunden sind. Zwar erhalten die Umweltdienstleister eine wissenschaftliche Ausbildung, aber diese erfolgt in (beinahe) beliebigen Disziplinen. Erst der Beruf fokussiert das erlernte Wissen auf „Umwelt“ und liefert Probleme, die unter dem Umweltbegriff gefasst werden. Die Einführung der Disziplin Umweltnaturwissenschaften liefert dann den disziplinären Nachvollzug dessen, was sich als Beruf schon konstituiert hat.⁴

3.3 Etwas Sinnvolles tun: Die Gemeinwohlorientierung als biographisches Ereignis

Die Selbstverständlichkeit der wissenschaftlichen Ausbildung bildet nur die Folie, für das Motiv, sich mit „Umwelt“ zu beschäftigen. „Umwelt“ muss sich als Begriff in den 1970er Jahren erst etablieren und erst in den späten 1980er Jahren werden Studiengänge für Umweltnaturwissenschaften ins Leben gerufen. Die Gründung von Umweltdienstleistungsfirmen folgt demnach außerhalb eines universitär vorgefertigten Umweltdiskurses und teilweise als eine Alternative dazu. Dazu gehört, dass sich die naturwissenschaftliche Ausbildung zu neuen Zwecken nutzen und transformieren lässt. In einer schwachen Form ist dies eine Gemeinwohlorientierung.

-
- 4 Ähnliches kann, historisch gleichzeitig ablaufend, für die Disziplin Geschlechterforschung beobachtet werden. Zuerst bilden sich sehr unklar spezifizierte Berufe wie „Frauen- oder Gleichstellungsbeauftragte“ oder „Männerberatung“ heraus, deren Praktizierende überwiegend einen akademischen Hintergrund (hier jedoch zumeist in den Geistes- und Sozialwissenschaften) haben. Dann erst wird Geschlechterforschung als universitäre Disziplin begründet. In beiden Fällen hinkt die universitäre Etablierung dem angelsächsischen Raum hinterher, wo schon in den 1970er Jahren erste Lehrgänge an Universitäten entstanden (Schoenfeld, 1979).

In der Professionssoziologie gilt „Gemeinwohlorientierung“ als wichtiges Element einer Definition von Professionen (Pfadenhauer, 2000).⁵ Nur herrscht Uneinigkeit darüber, worin Gemeinwohlorientierung genau bestehe und wie sie zu bewerten sei. Aus funktionalistischer Sicht sieht man die Profession als Figur, die den Abgleich von Eigeninteressen und Dienst am Klienten durch das „professionelle Ethos“ regelt (Parsons, 1939). Ideologiekritisch wird argumentiert, die Gemeinwohlorientierung sei ein bloßer Mantel, der die Interessen der Professionen an Monopolisierung und Kontrolle der eigenen Tätigkeiten verschleierte (Larson, 1977). Beide Argumentationen nehmen die Rhetorik ganzer Professionen zum Ausgangspunkt. Die Perspektive, die ich hier einnehme, fragt jedoch danach, wie bestimmte Personen zu Projekten finden, die zuerst nicht viel Gewinn versprechen und bei denen die Gemeinwohrrhetorik gegen außen noch wenig ins Gewicht fallen kann. Im Gegensatz zur allgemeinen Diskussion um die Gemeinwohlorientierung geht es nicht um die Legitimität einer solchen Argumentation, die für eine ganze Profession in Anspruch genommen wird und gegen die dann tatsächliche Gemeinwohlorientierung abgewogen und eventuell einer Profession abgesprochen werden kann. Stattdessen interessiert mich die Rolle der Gemeinwohlorientierung als Erklärung und Legitimation des Werdegangs einzelner Personen. Die These lautet, dass die Inanspruchnahme der Gemeinwohlorientierung ein zentrales Moment einer biographischen Erzählung ist, die zu Umweltdienstleistungen führt. Dies ist deshalb möglich, weil „Umwelt“ nach 1970 zu einem Begriff wird, der auf Gemeinwohl und nicht Partikularinteressen verweist. Denn die Inanspruchnahme eines Gemeinwohls setzt voraus, dass ein bestimmtes Begriffsfeld überhaupt in einer Gemeinwohlsemantik anwendbar ist.⁶ Zunächst äußert sich die Gemeinwohlorientierung natürlich nicht in berufseigenen Handlungen, sondern in Entscheidungen, sein Leben „sinnvoll“ gestalten zu wollen.

5 Parsons benutzt in diesem Zusammenhang auch den sprechenden Begriff „Ideology of Service“ (Parsons, 1968, 541).

6 Diese Anmerkung erscheint weniger trivial, wenn man sich ein Gegenbeispiel vergegenwärtigt: Für Islamwissenschaftler ist es zum Beispiel äußerst schwierig, ihr Interesse als Beitrag zum Wohle aller auszuweisen, denn der Islam gilt gemeinhin nicht als etwas, das uns alle angeht. Das hat sich nach dem 11.9.2001 schlagartig geändert und plötzlich konnten sich die Islamwissenschaften damit legitimieren, dass es *in unser aller* Interesse liegt, dass *einige wenige Leute in unserer Gesellschaft* genauer darüber Bescheid wissen.

Die Geburt des modernen Umweltdiskurses in der Schweiz

Um 1970 herum entsteht ein neuer Umweltdiskurs in der Schweiz.⁷ Dieser Wandel geschieht parallel zu internationalen Entwicklungen. Bis um 1970 war der Begriff „Umwelt“ nicht gebräuchlich, um ökologische Probleme zu bezeichnen. Nur im disziplinären Sprachgebrauch der Biologie war er geläufig.⁸ So wusste der Autor eines Artikels in der Zeitung „Volksrecht“ über die erste Umweltschutzkonferenz der Vereinten Nationen 1970 etwa nicht, wie er den Begriff „Environment“ übersetzen sollte und übersetzte mit „Konferenz über die Umgebung der Menschen und ihrer Bedrohung“ (Eisner et al., 2002, 67). Selbstverständlich gab es schon vor 1970 eine öffentlich artikulierte „Sorge um die Umwelt“, aber sie war als Natur- und Heimatschutz konzipiert. Im Wesentlichen handelte es sich in dieser ersten Phase des Nachkriegsdiskurses um einen Anschluss an Diskussionen, die in ähnlicher Form schon vor dem Krieg bestanden.⁹ Verbände wie der Schweizerische Naturschutzbund (gegründet 1909), der Schweizerische Alpenclub (1863) und der Bund für Heimatschutz (1905) sorgten sich um die Erhaltung der „Natur“, die sie durch die fortschreitende Modernisierung und Technologisierung während der Boomphase der 1950er und 1960er Jahre bedroht sahen. Rechtlich wurde diese Weltsicht im Gewässerschutzgesetz des Jahres 1957 sowie im Natur- und Heimatschutzgesetz des Jahres 1966 umgesetzt. Technisch war man vor allem im Bereich

7 Unter dem Begriff „Diskurs“ wird im Folgenden die kollektiv geteilte, sprachlich vermittelte, akteursübergreifende Wirklichkeitsdefinition verstanden (Keller, 1997), und nicht der von Foucault inspirierte Diskursbegriff, der sich vor allem auf die disziplinierende Kopplung von Institutionen mit Wirklichkeitsdefinitionen bezieht (Foucault, 2001). Den Begriff „Diskurs“ verwende ich nur dazu, die damit beschriebenen Phänomene als kollektiv geteilte und überwiegend schriftlich fixierte und reproduzierte Äußerungen zu kennzeichnen.

Für eine Übersicht über die Geschichte ausgewählter Felder des Umweltdiskurses in der Schweiz in der Nachkriegszeit siehe Eisner (2002). Für eine weiterfassende Geschichte der Umwelt in der Schweiz seit 1800 siehe Walter (1996) und Brechbühl (1998). Für eine Geschichte der „ökologischen Kommunikation“ in Deutschland seit den 1970er Jahren siehe Brand et al. (1997). Für eine Verbindung der beiden Diskurskonzepte am Beispiel Umwelt siehe auch Hajer (1995).

8 Innerhalb der Biologie wurde der Begriff der Ökologie vor dem Umweltbegriff eingeführt und zwar von Haeckel. Der Begriff Umwelt wurde von Jakob von Uexküll mit dem Buch „Umwelt und Innenwelt der Tiere“ eingeführt. Zur Geschichte des Umweltbegriffs siehe sehr verständlich Küppers (1978, 50ff.), sowie umfassender Acot (1988) und Worster (1977).

9 Der folgende Abschnitt folgt der knappen Darstellung bei Eisner (2002, 64ff.). Siehe dazu auch Brechbühl (1998) und Walter (1996).

des Gewässerschutzes aktiv, wo, nicht zuletzt durch Sportfischer veranlasst, eine breite Diskussion um die Sauberkeit der „Schweizer Gewässer“ losbrach.¹⁰

Um 1970 herum änderte sich sowohl der wissenschaftliche, wie auch der politische Diskurs rapide. Die Wissenschaft entdeckte Konzepte, die es ermöglichten, auf eine neue Art und Weise über Umweltveränderungen zu sprechen. Und auf der politischen Bühne tauchten neue Akteure mit einer anderen politischen Ausrichtung als derjenigen des Natur- und Heimatschutzes auf.

Im November des Jahres 1970 fand an der ETH Zürich das Symposium über den „Schutz unseres Lebensraums“ statt. Entgegen dem Eindruck des doch eher hausbackenen Titels, nahm sich nun in großem Maßstab die Wissenschaft auf neue Art und Weise des Umweltthemas an.¹¹ Die ETH stellte für das Symposium den Lehrbetrieb ein, über 3000 Personen nahmen teil. In mehr als 50 Referaten wurde versucht, den „Ursachen der Umweltveränderungen“, den „Auswirkungen der technischen Entwicklung auf die Lebenswelt und die Landschaft“ sowie die Ernährungsgrundlagen nachzugehen und „Maßnahmen zur Erhaltung gesunder Luft“ und „Nutzung und Schutz der Gewässer“ zu finden (Wanzek, 1996, 77).

Das wissenschaftliche Instrumentarium dazu bestand aus den neuen, insbesondere in den USA entwickelten Konzepten, die die Ökosystemtheorie und die Kybernetik fusionierten. Die Ökosystemtheorie war zu diesem Zeitpunkt keineswegs neu, aber ihre Verschmelzung mit den Ideen der Kybernetik brachte ihr einen unerhofften Aufschwung.¹² Die Kombination von Ökosystemtheorie und Kybernetik verschmolz den Holismus des Systemdenkens mit der Mathematisierung und schließlich der Modellierung komplexer Systeme in der Kybernetik. Außerdem ermöglichte die neue Theorie eine Thematisierung von Umweltproblemen über Fächergrenzen hinweg und damit die Integration verschiedener disziplinärer Sichtweisen in einer neuen Supertheorie.¹³ Ihren vollendeten Ausdruck fand die neue Theorie mit der Publikation der vielbeachteten Studie „Die Grenzen des Wachstums“ des Club of Rome (Meadows et

10 „Schweizer“ Gewässer werden hier deshalb erwähnt, weil die Diskussion mit latent ausländischerfeindlichen Gedanken durchsetzt war, wie David Gugerli gezeigt hat (2000).

11 Meine Darstellung folgt hier der Arbeit von Wanzek (1996).

12 Zur Geschichte des Ökosystemkonzepts siehe ausführlicher Golley (1993) und Bocking (1997). Für eine sehr interessante Fallstudie, wie das Ökosystemkonzept in Skandinavien die Umweltbewegung beeinflusst hat, siehe Jamison (1992).

13 Die frühen Kybernetiker sahen ihre Theorie sogar als neues Weltbild, das einen religiösen Charakter annahm (Bowker, 1993).

al., 1972). Hier verschmolz Alarmismus, der neue Umweltbegriff und eine Verbindung von ökonomischen mit naturwissenschaftlichen Argumenten mit dem kybernetischen Glauben an Modellierung, Simulation und Berechenbarkeit.¹⁴

Politisch wurde „Umwelt“ plötzlich zu einem Leitbegriff der öffentlichen Debatte sowie – in einer Phase allgemeiner Mobilisierung – zu einem Leitthema der neuen sozialen Bewegungen. Anfang der 1970er Jahre gab es plötzlich eine große Menge an Demonstrationen und anderen Veranstaltungen, die Umwelt zum Thema machten. Aber die Prominenz des Umweltthemas beschränkte sich keineswegs auf die außerparlamentarische Linke; das Umweltthema erschien auch den etablierten Politikern von akuter Wichtigkeit, was nicht zuletzt durch das ETH-Symposium befördert wurde (Eisner et al., 2002, 70). 1971 wurde schließlich der vom Artikel für „Immissionsschutz“ in „Umweltschutzartikel“ umgetaufte Verfassungsartikel an der Urne von 93 Prozent der Bevölkerung angenommen (Haefeli, 1998, 242).

Umwelt war um 1970 damit zu einem Thema geworden, das schon als *Thema* die entscheidende intersystemische Stellung einnahm: Das Thema wurde zugleich verwissenschaftlicht und politisiert und in der Folge verrechtlicht. Und die Verwissenschaftlichung erfolgte nun nicht nur in einer Disziplin, sondern disziplinübergreifend, wenn auch zuerst vor allem in den Naturwissenschaften.¹⁵

Die Offenbarung der Umwelt

Vor diesem Hintergrund muss der folgende längere Interviewausschnitt gelesen werden, der davon handelt, was das Auftauchen des Umweltdiskurses für den Ältesten der von mir interviewten Umweltdienstleister bedeutet.

Herr Richner, der Mitgründer der Ingenieurfirma Rho-tech, erläutert, wie er zum Umweltthema kam. Er gründete zusammen mit Partnern Mitte der 1960er Jahre eine konventionelle Ingenieurfirma. Zu Beginn der 1970er Jahre, zeitgleich mit dem Erscheinen des Meadows-Berichts und des Symposiums an der ETH, schreibt er nach einem Forschungs-

14 Zur Rezeptionsgeschichte der Studie siehe Nowotny (2002).

15 In der Soziologie gab es, entgegen dem Klischee der „naturlosen“ Soziologie, eine lange Tradition, sich mit Umwelt und Natur zu beschäftigen. Das begann schon bei den Klassikern Weber und Durkheim, tauchte dann als Sozialökologie in der Chicago-School auf und mündete in der Umweltsoziologie als Teildisziplin (Gross, 2001). Die Sozialwissenschaften schafften es jedoch bis in die 1990er Jahre hinein nicht, an den wesentlichen Forschungsfragen mitzuarbeiten und diese mitzubestimmen.

aufenthalt an einer US-amerikanischen Eliteuniversität ein Buch, das im Wesentlichen zu denselben Schlüssen kommt, wie die „Grenzen des Wachstums“-Studie, jedoch ohne die aufwendigen Modellierungen durchzuführen. Diesem Buch geht ein Schlüsselerlebnis voraus, eineinhalb Jahre, nachdem die Firma gegründet wurde. Richner besucht mehrere Male die nationale Landesausstellung „Expo 64“. Beim letzten Besuch führt er ein „Experiment“ durch. Er geht durch die Ausstellung und schaut, welche Themen bei ihm zu „Resonanz“ führen:

[Am meisten beeindruckt haben mich] die drei Kleinpavillons, die am Eingang der Expo waren. Die zeigen wollten, dass man nicht nur in einer heilen Welt lebt, wie man sie vielleicht sieht, sondern dass es da auch sehr viele hässliche Seiten gibt. Da gibt es verwahrloste Kinder. Da gibt es Lärm. Da gibt es Dreck. Da gibt es Tümpel, wo die Fische den Bauch nach oben halten. [...] Und dort war eine Bevölkerungsprognose von Professor Kneschaurek, St. Gallen, „Die Schweiz im Jahr 2000“. ¹⁶ Und die hat zehn Millionen Einwohner gehabt. Und dann hat man die Karte gesehen, wo diese zehn Millionen Einwohner sind. [...] Du hast dort diesen Siedlungsbrei gesehen. [...] Ich habe diese Dynamik gesehen des Bevölkerungswachstums, habe mich früher sehr viel mit Realwachstum und Fortschritt schon befasst, die Frage vom Fortschritt und wissenschaftlichen Erfindungen, technische Erfindung ist mir sehr geläufig gewesen. [...] Und sehe diesen Kuchenteig da, der auseinander geht. Und war mir bewusst, wie dann das verfügbare Land ... nicht wachsend ist und im Grunde genommen recht verletzlich ist. [...] Und ich habe dann auf einmal diese Bilder, die ich am Anfang der Expo gesehen habe, dynamisch gesehen. Also, das sind ja Vorboten der Zukunft. Wir werden mehr von dem erleben. Und es hat mich sehr beschäftigt. (Richner, Rho-tech)

An diesem Ausschnitt lässt sich im Detail ersehen, wie ein neuer Umwelt-Diskurs auftaucht und wie dieser Diskurs zuerst nur bei einer Einzelperson zu „Resonanz“ führt. Der Umweltdiskurs gärt sozusagen in Richner. Der Diskurs hat noch keine Form und keinen Umweltbegriff. Ebenfalls wird ersichtlich, dass Richner eine „Diagnose“ zieht, die als solche nicht in der Ausstellung explizit gemacht wird, sondern höchstens angelegt ist. Richner findet dafür auch noch nicht die später geläufige Sprache, aber er zieht die entsprechenden Schlüsse. Er lässt die Ausstellung auf sich wirken, verbindet die verschiedenen Themen miteinander und kommt zu den Schlüssen, die man später unter dem Titel „Grenzen des Wachstums“ kennen wird. Er führt, zumindest in seiner

16 Siehe Kneschaurek (1963). Die Wachstumsprognose des Ökonomen Francesco Kneschaurek erregte damals Aufsehen und gab Anlass zu hitzigen raumplanungspolitischen Diskussionen, siehe dazu Degen (1999).

heutigen Erzählung, genau die Elemente zusammen, die den modernen Umweltdiskurs charakterisieren. Er beobachtet Veränderungen der Umwelt auf verschiedenen Ebenen, Bevölkerungswachstum, Siedlungsausdehnung, Gewässerverschmutzung. Dann kombiniert er diese Elemente in einem abstrakten System, und unterstellt dem System eine Dynamik. Daraus zieht er, wenn auch nicht explizit ausgesprochen, nicht mehr Schlüsse, die auf „Fortschritt“ hindeuten, das Thema, mit dem sich Richner schon beschäftigte, sondern pessimistischere. Obschon die Schlüsse pessimistisch sind, fehlt ihnen noch die Politisierung und die Alarmrhetorik, die sie im Meadows-Bericht und in den darauf folgenden Jahren annehmen werden.

Es fehlt nicht nur ein politisiertes Umfeld, es fehlt ein Publikum überhaupt. Das Gärende ist noch so neu, dass Richner damit auch allein ist:

Ich habe natürlich dann – wenn du einmal solch eine Diagnose gemacht hast und sie stimmt, dann siehst du sie überall bestätigt – ich habe das dann zu Hause nicht geheim gehalten. Ich habe das immer wieder einmal zur Sprache gebracht. Und das wurde nicht aufgegriffen. Ein typischer Gesprächskommentar war: „Ja, das ist noch interessant, ja. Ja, ja, das ist lustig, dass man es so anschauen kann.“ So ein wenig auf dieser Ebene war das. (Richner, Rho-tech)

Erst ein halbes Jahrzehnt später fallen diese Gedanken mit einem fruchtbaren Umfeld zusammen. Die Schlüsse, die Richner aus der Expo zieht, führen nicht nur zum oben schon erwähnten Buch, sondern auch zu einer firmeninternen „Gruppe für Langfristplanung“, die aus einer Ingenieursfirma eine Ingenieursfirma mit Umweltabteilung macht.

Und so hat dann eigentlich, ich habe von einem Flächenbrand geredet, der dann passiert ist, anfangs der 70er Jahre. Das war wie eine Wohltat für mich. „Jetzt hat das gegriffen.“ Und ich habe dann versucht, selber tätig zu werden in dem Bereich. Das geht alles in die Richtung Langfristplanungsgruppe. Und das ist ein Stück weit eine Mischung zwischen intellektueller Neugier, Relevanz, Sinnhaftigkeit des eigenen Tuns und Seelentherapie. (Richner, Rho-tech)

Die „Langfristplanungsgruppe“ trug noch keinen Hinweis auf Umwelt in ihrem Namen, obwohl sie genau das oben genannte Programm abarbeitete, was ein weiterer Hinweis auf die Ungebräuchlichkeit des Begriffs „Umwelt“ zur damaligen Zeit ist. Im Weiteren drückt Richner aus, was die Folge der Bekehrung zur Umwelt für seine eigene Motivation bedeutete: „Sinnhaftigkeit“ und „Seelentherapie“. Damit ist schon in idealtypischer Weise das Spannungsfeld angelegt, in dem sich die Um-

weltdienstleistungsfirmen bewegen werden: „Sinnhaftigkeit“ wird mit wissenschaftlicher Analyse und politischen Anliegen gekoppelt und in Projekte und Organisationen gegossen, die diese Aspekte bündeln.

3.4 Von der Gemeinwohlorientierung zur Politisierung

Die Politisierung der 1970er Jahre

Alle weiteren Interviewten, die mindestens 20 Jahre jünger als Richner sind und damit die „Expo 64“ nicht als Erwachsene erlebten, fanden zum Umweltdiskurs, nachdem dieser schon etabliert war. Eine nächste Kohorte der Interviewten wurde in den 1970er Jahren parallel zum aufkommenden Umweltdiskurs ausgebildet.

Nach der Ölkrise traten Umwelthanliegen kurzfristig in den Hintergrund, bevor sie Ende der 1970er Jahre wieder die öffentliche Diskussion beherrschten. Ansonsten änderte sich am Vokabular, den Themen und Theorien nicht viel. Was zu Beginn der 1970er Jahre entstand, wurde nun weiterverfolgt, verfeinert und ausgearbeitet. Der Diskurs polarisierte sich zusehends und insbesondere die Auseinandersetzung um Wachstum versus Umweltschutz nahm schärfere Formen an. Besonders deutlich wird dies an den Auseinandersetzungen um das Umweltschutzgesetz.¹⁷ Schon im Jahre 1972 wird eine Expertenkommission des Nationalrats (des schweizerischen Parlaments) eingesetzt, die einen Vorentwurf für ein Umweltschutzgesetz erarbeiten soll. Der Vorentwurf wird jedoch als zu wirtschaftsfeindlich beurteilt und stößt mehrheitlich auf Ablehnung. Damit beginnt eine zehn Jahre lange Auseinandersetzung, die erst durch den Diskurs um das Waldsterben ein Ende findet. Die Polarisierung zeigt sich nicht nur am Konflikt um das Umweltschutzgesetz, sondern ab Mitte der 1970er Jahre auch in einer zunehmend härteren Konfrontation um den Bau der Kernkraftwerke in der Schweiz.¹⁸ Die Stationen lauten: 1975 Besetzung des Geländes in Kaiseraugst, 1978 Großdemonstration in Gösgen. In dieser Zeit schreitet die Verwissenschaftlichung weiter voran, denn die neuen Themen verlangten nach Beweisen und Erklärungen.

Einige Interviewte erzählen folglich einen anderen Weg zur Umwelt. Jetzt ist es nicht mehr das bloße Gemeinwohlinteresse, wie bei Richner, das die Menschen für die Umwelt sensibilisiert. Es findet eine explizite

17 Hier folge ich Haefeli (1998).

18 Siehe dazu auch Kupper (2003) und Wildi (2003).

Politisierung statt, die sich gegen ein benennbares Vorher richtet, das in Form von Organisationen und Personen identifiziert werden kann. In diesem Verständnis unterscheidet sich Politisierung von Gemeinwohl-orientierung durch eine Änderung der Ziele: Es geht nicht mehr bloß um das Wohl aller, sondern es werden auch Feinde des Wohls aller identifiziert und die eigene Tätigkeit als eine, die gegen diese Feinde gerichtet ist, definiert. Dieser Wandel hat seine Entsprechung nicht nur in der zunehmend hitzigeren politischen Auseinandersetzung in den 1970er Jahren, sondern auch im Aufkommen des Begriffs der „Lobby“, der negativ assoziierten Bezeichnung der Feinde des Gemeinwohls (Eisner et al., 2002, 73). Ausgangspunkt ist damit die Politik und nicht mehr die Wissenschaft. Die Wissenschaft wird zu einem Werkzeug, mit dem die politischen Ziele vorangetrieben werden können, wobei Umweltdienstleistungen die Organisationsform sind, in der sich diese Kombination verwirklichen lässt.

Aktivismus als Ursprung der Umweltdienstleistung

In der folgenden Erzählung von Herrn Teller wird die Politisierung so formuliert, dass nicht Politisierung eine Vorbedingung oder eine Station auf dem Weg zum Umweltberuf war, sondern dass der Umweltberuf nichts anderes als die Politisierung darstellt. Umweltperte zu sein, bedeutet in der Umweltbewegung aktiv zu sein. Bevor Teller Ende der 1970er Jahre eine eigene Firma gründet, arbeitet er in einer großen Ingenieurfirma. Die Ingenieurfirma vertritt die typische Haltung von Ingenieuren als neutralen Experten. Sie baut Atomkraftwerke aus energiepolitischer Notwendigkeit. Während dieser Anstellung, die Teller nach dem Studium annimmt, wird er politisiert. Der folgende Abschnitt geht direkt aus Ausführungen über das Offertwesen hervor. Die Erwähnung der Politisierung ist eine Reaktion auf eine Frage nach der Entwicklung formalisierter Auftragsvergabe:

„Vor 25 Jahren, das ist etwas anderes. Also das war eine andere Zeit. Das wurde gar noch nicht als professioneller Job angeschaut. Das sind so Idealisten, die das gemacht haben. Es gab keinen Verband und es gab kein Berufsbild vom Umweltschützer. Sondern das war ein Aktivist, der Gelände besetzt hat. Gorleben, Kaiseraugst und, und, und.“ (Teller, Tau-chem)

Teller distanziert sich explizit von einem Heute, wo es einen „professionellen Job“ gibt, und setzt die Leistung des Umweltdienstleister, der er heute ist, gleich mit dem „Umweltschützer“, der letztlich ein geländebesetzender Aktivist ist. Die hier erzählte Geschichte ist weniger die Ge-

schichte einer Firma, als diejenige einer gesellschaftlichen Funktion, die sich von Aktivisten zu Professionellen verschoben hat. Teller selbst war zugleich Aktivist („Ich war auch in Gorleben, in Kaiseraugst und so, das ist natürlich klar“) und Professioneller. Aber er war ein Professioneller, der die Politisierung nicht zu einem Bestandteil seiner Professionalität machen konnte, da er in einer Ingenieursfirma arbeitete, die selbst an der Planung von AKW beteiligt war:

„Ich habe bei [der Ingenieurfirma, bei der er in den frühen 1970ern arbeitete] natürlich schon gesehen, dass ich meine politische Einstellungen gegen AKW dort nicht offen zeigen konnte. Und dieses Gefahrenpotential, dieses Schadenpotential, das so in einem Kraftwerk drinsteckt, das erkennt man natürlich als Naturwissenschaftler, als Chemiker und Physiker, schon viel besser als ein Laie. Und ich habe auch gesehen, wie simpel eben diese Sicherheitskonzepte und diese Beurteilungen von diesen Unfallgefahren und Unfallereignissen sind [...]. Wir haben in der [Firma XY], das ist unglaublich heute, wir haben dann am Kraftwerk schon geplant und gearbeitet, [zählt vier schweizerische Kraftwerke auf, die alle nicht gebaut wurden]. [...] Das waren gigantische Wachstumsphantasien von ein paar wenigen Energiegroßkonzernen, die da natürlich verdient haben, [...]. (Teller, Tau-chem)

Teller ist zu alt, um während der Ausbildung politisiert worden zu sein, und er beginnt in einer Firma zu arbeiten, deren Tätigkeiten diametral seiner aufkommenden Politisierung und „Angst“ entgegensteht. Aber die Anstellung, verbunden mit dem privilegierten Erkenntnisvermögen des Naturwissenschaftlers, macht es gerade möglich, eine tiefe Einsicht über die „Wachstumsphantasien“ zu gewinnen. Dann muss nur noch die Kritik an den Wachstumsphantasien formuliert werden, um zu den entsprechenden Schlüssen zu gelangen, die aus einem Professionellen in einer Ingenieurfirma einen Aktivisten außerhalb machen, wie man an seinen weiteren Ausführungen ersehen kann:

„Und da hat man zusammen mit der kritischen Literatur, 1972 ist ja der „Club of Rome“ veröffentlicht worden, sicher ein wichtiges Schlüsselereignis in der Umweltdiskussion. Und wenn man diese Phantasien über die Energiepolitik in der Schweiz von [der Firma bei der er gearbeitet hat, sowie zwei weitere im Kraftwerksbau tätige Firmen] angeschaut hat, dann sind einem natürlich die Haare zu Berge gestanden. Man muss sich das vorstellen, diese 8000 Kraftwerke, für die nicht einmal heute der Bedarf existieren würde. Das hat einen schon mobilisiert und natürlich kritisch auf den Plan gerufen. Und ich habe das innerhalb von der [Firma XY] natürlich noch ganz hautnah miterlebt.“ (Teller, Tau-chem)

Im Gegensatz zu Richner handelt es sich nicht um eine relativ unpolitische Bewusstseinswerdung eines Problemkomplexes, sondern es handelt sich schon eindeutig um eine Skandalisierung, wie sie durch den Meadows-Bericht und die Anti-AKW-Bewegung popularisiert wurde. Erleichternd dafür ist die Tatsache, dass nicht mehr mühsam komplexe Zusammenhänge hergestellt werden müssen, da mittlerweile die Vorlage des „Club of Rome“ existiert. Der Skandal einer Energiepolitik, die den wachsenden Energiebedarf durch den massenweisen Bau von Atomkraftwerken zu lösen sucht, scheint zumindest für geschulte Naturwissenschaftler offensichtlich.

Verschärft wird die Skandalisierung durch eine biographischen Spannung: Teller wird zeitgleich einerseits zum Aktivisten gegen AKW und zum frühen „Umweltschützer“, andererseits zum Professionellen, der aber auf der falschen Seite steht und seine politischen Urteile nicht am Arbeitsplatz äußern darf. Da es den Organisationstyp „Umweltdienstleistungsfirma“ noch nicht gibt, beziehungsweise von Teller nicht als existent betrachtet wird, ist die *Rolle* des Aktivisten die Vorform des Umweltdienstleisters und nicht die Rolle des Professionellen. Die Erfindung der Umweltdienstleistungsfirma stellt dann nichts anderes dar, als die Auflösung dieser Spannung: Sie fusioniert den privilegierten Wissenschaftler und Professionellen mit der politischen Ausrichtung der Umweltschützer.

Fragen der Relevanz: Die Politisierung schreitet voran

Die Politisierung der 1970er Jahre erreichte auch die Universitäten. Das Umweltthema ist im Verlauf der 1970er Jahre Bestandteil einer umfassenden Gesellschaftskritik. Die schon von Teller erwähnten Aktivitäten gegen Atomkraftwerke stehen in einem Zusammenhang mit weiteren politischen Aktivitäten, die von den neuen sozialen Bewegungen ausgehen.¹⁹ Der Weg zur Umwelt kann deshalb auch über Umwege erfolgen, wie das Beispiel von Nollert zeigt:

MG: War das zufällig, dass sie in das Umweltzeug hineingekommen sind? Oder hat es da irgend einen Auslöser gegeben, weshalb sie Mikrobiologie interessiert hat?

Nollert: Ich habe 1971 angefangen zu studieren. Und da ist man in der Schweiz noch fast ein 68er, mit unseren üblichen Verspätungen. Und wir haben uns da sehr intensiv so im Bereich von der Hochschulreform und von

19 Für den quantitativen Nachweis einer allgemeinen Zunahme politischer Aktivitäten in den 1970er Jahren inklusive Umweltaktivitäten siehe Kriesi et al. (1981) sowie Giugni (1999).

Hochschuldidaktik engagiert. [...] Und da ist die ganze Umweltthematik aufgekommen, so in den 70er Jahren. Da sind die ersten [Umweltthemen], also Wasser, Gewässerschutz, Luftverschmutzung ist dort schon ein bisschen aufgetaucht. [...] Aus dem allgemein politischen und gesellschaftskritischen Engagement heraus ist das irgendwo so entstanden. (Nollert, Ny-consult)

Für Nollert ist es nicht die AKW-Bewegung, die eine Rolle spielt, sondern das schon in den 1960er Jahren prominente Thema Gewässerschutz sowie die Luftverschmutzung. Wichtiger noch, scheint mir, ist in der Erzählung die Einbettung der Umweltthematik in ein „allgemein gesellschaftskritisches Engagement“. Dieses wird nicht als eine besondere Eigenleistung hervorgegestellt, sondern als ein mehr oder weniger normaler Bestandteil der Sozialisation in den frühen 1970er Jahren verstanden. Dies wird anhand der darauf folgenden Ausführungen noch deutlicher:

Nollert: Ich habe eigentlich zuerst an einem anderen Ort eine Diss machen wollen. Und dann hat mich allerdings mein Doktorvater dumm angezündet. Ich habe am anderen Ort schon anfangen wollen, da hat er gesagt, ob das gesellschaftlich relevant sei, was ich dort machen gehe, und er habe da etwas Besseres. Und so habe ich gewechselt. Und [bin] irgendwie so hineingerutscht, [...] Also von daher ist es halb Zufall, halb Absicht [...].

MG: Und das Argument dort hat sie überzeugt da, dass der Prof. gesagt hat...

Nollert: Ja, die gesellschaftliche Relevanz von Forschung war ein wichtiges Thema in unserer Diskussion in den 70er Jahren. Also ich meine, das kann man sich heute fast nicht mehr vorstellen, dass die Professoren herumgelaufen sind und ernsthaft an die Wertneutralität von der Forschung geglaubt haben. [...] Und insofern haben wir gesagt: Das ist sowieso alles Habakuk. Das einzige, das vertretbar ist, ist gesellschaftlich relevante Forschung.

MG: Und was ist denn gesellschaftlich relevant?

Nollert: Der Hunger auf der Welt. AIDS hat es noch nicht gegeben. All das ... also sie können es sich etwa vorstellen. Ich war nicht überzeugt vom anderen, das ich gemacht [habe], das war Proteinchemiezeug. (Nollert, Ny-consult)

Die eigene Politisierung wird hier noch weiter relativiert. Der eigentliche Auslöser ist der politisierte Professor, der auf der „Relevanz“ der Forschung besteht, ganz im Gegensatz zu den andern Professoren. Forschungsthemen werden nun in relevante und irrelevante Themen eingeteilt, was Nollert als eine Reaktion auf eine als veraltet geltende „Wertneutralität“ interpretiert. Man könnte es als einen Versuch sehen, Gemeinwohlorientierung auf der Ebene der Forschungsfragen festzumachen. „Relevanz“ zeigt dann an, ob eine Forschungsfrage dem Gemeinwohl dient, oder nur der Befriedigung „partikularer“ wissenschaftlicher Bedürfnisse. Daran können epistemologische Fragen angeschlossen

werden, indem „Wertneutralität“ mit irrelevanten Problemen in Verbindung gebracht wird. „Proteinchemiezeug“ lässt sich so als unter Wertneutralitätsverdacht fungierend klassifizieren, während Themen wie Hunger als relevant und damit forschungswürdig gelten. Nollerts Dissertation, die vom „Abbau von Schadstoffen von chlorierten Lösungsmitteln“ handelt, lässt sich nun als „relevant“ kategorisieren und damit ist ein weiteres Merkmal des Gegenstands Umwelt als Grundlage für die Umweltdienstleistungsfirmen gegeben: Er ist ein Teil von Wissenschaft, aber schon als bloßer *Gegenstand* politisiert.

Im Gegensatz zu Teller ist für Nollert jedoch Umwelt trotz der Politisierung ein Thema für die Wissenschaft und nicht für Aktivisten. Trotz politischen Aktivitäten macht er „Umwelt“ zu einem Forschungsthema und gerade nicht zu einem politischen Thema, wie aus dem weiteren Verlauf des Gesprächs hervorgeht:

MG: Und sie haben sich im VS-ETH [dem Studierendenverband der ETH, MG] auch engagiert. Aber umweltpolitisch haben sie sich dann nicht engagiert?

Nollert: Praktisch nicht. Das war mir immer zu grün und zu bastig und so.

MG: Und wieso sind sie denn drin geblieben? Also sie haben vorher gesagt, sie hätten sich auch noch vorstellen können, etwas anderes zu machen.

Nollert: Ja, ich habe die Arbeit spannend gefunden. Und die Thematik, ich habe dann gemerkt, dass mich Ökologie, also ich bin mit gelernter Mikrobiologe, und Ökologie und System, das hat mich interessiert. Jetzt einmal unabhängig davon, ob jetzt da jemand Pestizide und Schwermetalle hineinschüttet oder nicht, aber an sich hat mich das interessiert und fasziniert. (Nollert, Nyconsult)

Während für Teller die Wissenschaft eher ein *Mittel* in der politischen Auseinandersetzung ist, welches an sich jedoch wenig Eigenwert hat, ist es bei Nollert umgekehrt: Bei ihm übersteigt das wissenschaftliche Interesse das politische Interesse. Die Relevanz macht die wissenschaftliche Fragestellung zwar „spannend“, ansonsten hält er umweltpolitisches Engagement für zu „handgestrickt“. Der Umweltberuf ist demnach primär ein wissenschaftlicher, wobei der Weg dahin nicht zuletzt durch ein unabsichtliches Herausfallen aus der Forschung bedingt ist (nach eigenen Aussagen war er mit 35 Jahren zu alt, um eine Anstellung an einer Universität zu finden). Umweltdienstleistungen sind in diesem Sinn nur eine Weiterführung dessen, was ihn schon an der Forschung interessiert:

„Ich wollte in dem Bereich Ökologie, also nicht grün herumlatschen, sondern wirklich Ökologie [betreiben], also losgelöst von Umweltschutzvorstellungen,

das Verhalten von Schadstoffen oder von Fremdstoffen in der Umwelt, das hat mich interessiert.“ (Nollert, Ny-consult)

Das wissenschaftliche Interesse, das von Nollert zum Beruf gemacht werden kann, stellt einen weiteren Schritt dar, der stärker auf eine Normalisierung der ökologischen Debatte und auf eine Etablierung wissenschaftlicher Parallelstrukturen hinweist. Die ökologische Debatte hat sich so weit ausdifferenziert, dass „grün herumlatschen“ ein Lebensmodell geworden ist, das man nicht unterstützen muss, um dennoch in Umweltbereichen tätig zu sein. Eine Ökologie außerhalb der Ökobewegung ist möglich geworden. Zugleich ist es möglich geworden, das primär wissenschaftliche Interesse und nicht ein primär politisches Interesse in Expertisearbeit umzusetzen.

Sinnhaftigkeit und die Eigendynamik biographischer Kontingenzen

Die Gemeinwohlorientierung jedoch bleibt für einen Teil der von mir Interviewten das Leitthema der Biographie. Hierbei handelt es sich um eine Gruppe von Umweltdienstleistern, die ihre Arbeit explizit *nicht* als politisch verstehen wollen. Darin unterscheiden sie sich von denjenigen, die in den 1970er oder 1980er Jahren ihre Ausbildung erhielten, politisiert wurden und diese Politisierung in ihre spätere Tätigkeit übertrugen, wie ich im nächsten Abschnitt erläutern werde. Die Gemeinwohlorientierung stellt zum Zeitpunkt, zu dem schon eine weitgehende Politisierung des Umweltthemas stattgefunden hat, einen anderen biographischen Weg dar als eine explizite Politisierung, aber sie weist ebenfalls auf einen Weg zwischen den Systemen hin. Im Gegensatz zur expliziten Politisierung kennt sie keinen Feind, sondern nur das „Gute“ als Legitimation für ihre Tätigkeit und als solche ist sie eher eine schwache Motivation – eine, die rückblickend auch einfach biographische Zufälligkeiten legitimieren kann. Das folgende Beispiel führt exemplarisch vor Augen, wie biographische Erfahrungen in mehreren Schritten in Gemeinwohlorientierung überführt werden. Zugleich lässt sich daran ein Wechselspiel familiärer, wissenschaftlicher und politischer Ereignisse verfolgen, wie Geiger deutlich macht. Er wurde religiös erzogen. Die Religion gab ihm jedoch keine Antwort auf die Frage, „wie die Welt funktioniert“ – und so studierte er Physik. Seine Hinwendung zur Umwelt erläutert er so:

Ich habe mehrere Male in meinem Leben immer wieder etwas Neues gemacht. Und irgend einmal fand ich, ja, jetzt habe ich genug von diesen Halbleitern

und Lasern, jetzt möchte ich einmal etwas in einem weiteren Sinn Sinnbringendes machen. Ich hatte schon immer ein bisschen eine philosophische Ader, aber es hatte natürlich auch mit meinen Kindern zu tun. Ich habe viel [mit ihnen] diskutiert, und ich weiß noch, einmal bekam ich einen Job angeboten, sogar einen sehr guten Job eigentlich, Direktor der eidgenössischen Rüstungsbetriebe, da hätte ich sicher ein Imageproblem bekommen. (Geiger, Gamma-tech)

Im Gegensatz zur Gemeinwohlorientierung in den 1960er Jahren bei Richner führen Geiger nicht Erweckungserlebnisse, sondern familiäre Anlässe zur Umweltthematik. Ansonsten findet sich wieder eine ähnliche Verschränkung verschiedener Motive wie bei Richner. Am Anfang steht ein undiszipliniertes Interesse an Welterklärungen, das sich gleichermaßen in Religion wie in Physik einen Weg bahnen könnte. Die elterliche Religiosität lässt ihn Physik wählen. „Laser“ erscheinen nach einiger Zeit als zu wenig „sinnbringend“; und hier sind es dann die Kinder, die einen wichtigen Anstoß für die Entscheidung zwischen Rüstung und Umwelt geben. Der Begriff „sinnbringend“ ist zu diesem Zeitpunkt noch unbestimmt. Es ist unklar, ob damit Selbsterfahrung oder Gemeinwohlorientierung gemeint ist:

MG: Können sie ein bisschen ausführen, was sie darunter verstehen, wenn sie sagen: Ich habe etwas machen wollen, das Sinn macht? Also warum macht Umwelt...

Geiger: ... mehr Sinn als Laser? Ja, gut. Es macht sicher beides Sinn. Aber aus der Überlegung heraus, dass man ja nicht unendlich lange lebt, und dass einfach sehr, sehr viel Interessantes vorhanden ist, kann man schon auf die Idee kommen, dass man ja in verschiedenen Lebensabschnitten verschiedene Sachen machen kann. Es kann auch sein, dass ich wieder einmal aus dem Umweltschutz aussteige und etwas Neues mache. [...] Es hat vielleicht auch etwas damit zu tun, dass meine Großeltern Bauern waren. [...] Ich bin immer sehr naturnah aufgewachsen, ich bin auch heute eigentlich am liebsten draußen, und ich verbringe meine Zeit am liebsten in den Bergen. [...] Nachher sieht man natürlich, wie jedes Jahr weiter herauf gedüngt wird und jedes Jahr hat es ein paar Hügel mehr mit Skiliften und die Alpen sind immer mehr erschlossen und man sieht einfach so, wie das langsam kaputt geht, was einem lieb ist. Aber so reflektiert war es dann nicht, das war einfach die Gelegenheit, dort in diese Umweltbude zu kommen und dann habe ich die ergriffen.

„Sinnbringend“ wird zuerst mit Kindheitserfahrungen und damit Selbsterfahrung in Verbindung gebracht. Die Kindheitserfahrungen ermöglichen heutige Verlusterfahrungen: die Alpen gehen kaputt, die vertrauten Hügel sind mit Skiliften übersät. Und die Verlusterfahrungen lassen

sich im Rückblick als Begründungen für die Umwelttätigkeit interpretieren. Aber dieser Erzählstrang ist eingerahmt von Vorbehalten und Hinweisen auf Zufälle: Die Berufswahl war eben doch keine „so reflektierte“ Entscheidung, und auch jetzt könnte Geiger immer noch die Gelegenheit ergreifen, um „etwas Neues“ zu machen. Aber solche biographischen Entscheidungen haben ihre Eigendynamik und sie führen zu einer sekundären Politisierung und zur Transzendierung der Selbsterfahrung in Gemeinwohlorientierung durch den Beruf selbst, wie an den darauf folgenden Erläuterungen deutlich wird:

„Inzwischen habe ich ja auch einen Lehrauftrag an der Uni über Umwelttechnik. [...] Und ich habe dort auch gemerkt, man kann sehr gut technisches Know-how mit in einem globalen Sinn sinngebenden Fragestellungen verbinden. Wenn man sich mit diesem Gebiet abgibt, wird man quasi immer grüner. Ich war am Anfang eigentlich kein Grüner. Man wird eigentlich durch diese Information, die man bekommt, ein bisschen so. Und unsere und die nächste Generation wird Probleme haben, die noch keine Generation vor uns hatte. Nämlich, das wir langsam an die Grenzen vom Klima, von den Ressourcen, von der Landwirtschaft und der Biodiversität kommen.“²⁰

Entscheidend ist hier nicht die Diagnose, denn diese stellt den umweltwissenschaftlichen Commonsense dar. Entscheidend ist, wie Geiger zur Diagnose gelangt, nämlich durch die Verbindung verschiedener Systemreferenzen und die Ausweitung persönlicher Sinngebung auf sogar *globales* Gemeinwohl. Am Anfang steht ein technisches „Know-how“, das als weltanschaulich-politisch neutral ausgewiesen wird. Die selbstzentrierte Sinngebung wird dadurch zu einer „globalen“ ausgeweitet, die dann noch zeitlich auf zukünftige Generationen ausgedehnt wird. Diese Ausweitung der persönlichen auf eine globale Sinngebung, und damit einer Gemeinwohrrhetorik, wird mit einer, in der Verknüpfung von Lehre mit Wissenschaft liegenden Eigendynamik erklärt. Die Beschäftigung mit der Umweltthematik führt Geiger zwangsläufig zur Gemeinwohrrhetorik.

20 Geiger ist der einzige Interviewte, der im Laufe seiner Karriere durch die Arbeit politisiert wurde. Alle anderen Interviewten berichten von einer persönlichen Entpolitisierung und von einer allgemeinen Entpolitisierung des Feldes.

3.5 Die Etablierung der Umwelt seit Mitte der 1980er Jahre: Ihr Niedergang und die Normalisierung der Biographien

Die Normalisierung des Umweltdiskurses und die Etablierung der akademischen Umweltstudiengänge

Mit den Polen Gemeinwohlorientierung und Politisierung sind die Wege in die Umweltdienstleistungsberufe skizziert. Später ausgebildete Interviewpartner greifen im Wesentlichen dieselben Motive auf, weichen allenfalls in den konkreten biographischen Anlässen davon ab: Nun ist es nicht mehr der Club of Rome-Bericht, der die zentrale Rolle einnimmt, sondern die einschlägigen Bücher wie z.B. Fritjof Capras „Wendezeit“ aus dem Jahre 1983. Die 1980er Jahre zeichnen sich dadurch aus, dass die Umweltthematik zu dem bestimmenden Thema in der Öffentlichkeit wird (Eisner et al., 2002, 50ff.). Kaum ist das Thema Waldsterben abgeklungen,²¹ erschüttert Mitte dieses Jahrzehnts eine Reihe von Katastrophen (Bhopal, Schweizerhalle, Tschernobyl) die Öffentlichkeit und sie werden alle als Teile eines großen Ganzen wahrgenommen: als Vorboten des Endes. Zeitgleich durchläuft der Umweltbegriff die verschiedenen Teilsysteme.²² In der Politik wird, nach kantonalen Vorläufern seit 1971, 1983 eine nationale grüne Partei gegründet, sowie 1985 ihr Pendant, die Autopartei. Auf Rechtsebene wird das Umweltschutzgesetz unter dem Eindruck des Waldsterbens plötzlich sehr rasch verabschiedet. In seinem Schlepptau wird eine ganze Reihe von Verordnungen verabschiedet, darunter die Luftreinhalte- (1985), die Stoff- (1986), die Lärmschutzverordnung (1986), die Umweltverträglichkeitsprüfung (1988) sowie, nicht zuletzt als Reaktion auf den Unfall in Schweizerhalle (1987), die Störfallverordnung (1991). Parallel dazu werden auf Bundesebene und in den Kantonen Umweltämter gegründet (Neuenschwander et al., 1996). Die zunehmende rechtliche Regulierung wird zum Motor der Generierung von Aufträgen an Umweltdienstleistungsfirmen.²³

In den 1980er Jahren setzt auch eine Professionalisierung der Umweltberufe ein. 1980 wird der Schweizerische Verband der Ökologen und Ökologinnen (OeVs) gegründet, der heute als Teilverband der SIA unter dem Namen „Schweizerischer Verband der Umweltfachleute“ (SVU-ASEP-ASAP) firmiert. 1989 bildet sich als eine Reaktion auf die

21 Siehe dazu Dejung (1996) und Zierhofer (1998).

22 Die scheinbare Ersetzung teilsystemspezifischer Codes durch ökologische Notwendigkeiten wurde von Luhmann (1986) harsch kritisiert.

23 Siehe dazu Kapitel 5.2 und 7.2.

männliche Dominanz des SVU der Verband FachFrauen Umwelt (FFU). Außerdem werden Ende der 1980er Jahre Studiengänge für Umwelt(natur)wissenschaften an verschiedenen Universitäten eingerichtet, so 1987 an der ETH Zürich und 1992 das Institut für Natur-, Landschafts- und Umweltschutz an der Universität Basel. Auf Forschungsebene wird, nachdem sich die Umweltnaturwissenschaften an den Universitäten etabliert haben, 1992 ein großes Forschungsprogramm angestoßen, das Schwerpunktprogramm Umwelt des Schweizerischen Nationalfonds (SPPU), an dem zahlreiche Umweltdienstleistungsfirmen teilnehmen.²⁴

Die Formierung der Verbände und die Einrichtung der Studiengänge erfolgt reichlich spät, als das Thema schon wieder aus dem Fokus der Öffentlichkeit zu verschwinden droht. Denn seit Ende der 1980er Jahre nimmt das öffentliche Interesse stetig ab und Mitte der 1990er Jahre schwinden die Aufträge an Umweltdienstleistungsfirmen unter dem Einfluss der Wirtschaftskrise.²⁵

Mit der Einrichtung von Studiengängen wird ein „offizieller“ Karriereweg in die Umweltdienstleistungen eröffnet, auch wenn er sich nicht im Sinne einer vollumfänglichen Professionalisierung durchsetzt. Bei der schon in Fußnote 33 erwähnten Befragung von Personen, die in Umweltberufen tätig sind (und wovon 38,2 Prozent in einem „Umwelt-, Ingenieur, oder Planungsbüro“ arbeiten), studierten bloß 15,2 Prozent Umweltnaturwissenschaften und 11,3 Prozent Umweltingenieurwissenschaften (Sombre et al., 2002, 9). Umgekehrt arbeiteten im Jahre 1999 immerhin 28 Prozent von 52 befragten ETH-Absolventen der Diplomjahrgänge 1992/93 in den Umweltnaturwissenschaften in einem Umwelt-, Ingenieur- oder Planungsbüro. Und die Hälfte der Absolventen bezeichnet die eigene Stelle sogar als „umweltnaturwissenschaftlich“ (Stauffacher et al., 2000, 10-14).

Rudolf Stichweh bezeichnet solche teilprofessionalisierten Berufe, die nicht über ein Monopol zur Ausübung einer beruflichen Tätigkeit verfügen, als „wissenschaftliche Professionen“ (Stichweh, 1994b, 329). Den Prozess, der zu diesen wissenschaftlichen Professionen führt, nennt Stichweh „sekundäre Professionalisierung“ (ebd., 327ff.). Sekundäre Professionalisierung führt nicht dazu, dass nur diejenigen, die ein be-

24 Das SPPU verlief in zwei Phasen. Die erste Phase verlief von 1992 bis 1995, umfasste 120 Projekte und kostete 39 Mio. Sfr. (25 Mio. Euro). Die zweite Phase dauerte von 1996 bis 1999, umfasste 80 Projekte und kostete 45 Mio. Sfr. (30 Mio. Euro). Siehe dazu auch den zusammenfassenden Schlussbericht von Häberli et al. (2002).

25 Es existieren leider keine Zahlen zu den Umsätzen der Branche. Der Auftragsseinbruch wurde aber von fast allen Interviewpartnern erwähnt.

stimmtes Studium absolviert haben, in eine Profession eintreten dürfen, wie es bei typischen Professionen der Fall ist. Sekundäre Professionalisierung versucht nur sicherzustellen, dass diejenigen, die ein bestimmtes Studium durchlaufen haben, danach eine Berufsrolle annehmen können, die explizit für dieses Studium vorgesehen ist.

Da im Falle der Umwelt in der Schweiz die Studiengänge *nach* der Entstehung des Berufes eingeführt werden, führt dies zu einer eigenümlichen Umkehrung der Interpretation der sekundären Professionalisierung von Seiten der langgedienten Umweltdienstleister.²⁶

Die seit längerer Zeit im Feld Tätigen bemerken die späte Akademisierung und beschreiben die akademische Aufwertung als verspätet und damit unnütz. Überwiegend charakterisieren sie sich selbst als Pioniere und betonen den konfusen Status des eigenen Werdegangs zwischen den Fächern und Teilsystemen. Aus dieser Sicht sieht die Professionalisierung wie ein hoffnungsloser Versuch aus, in Universitäten und professionellen Verbänden nachzuvollziehen, was thematisch längst vorbei ist. Aus Sicht der Pioniere war „Umwelt“ eine Episode:

Nollert: Darum habe ich mich so amüsiert, als die ETH irgendwann, also jetzt ist es zwar schon eine Weile her, als die den Umweltnaturwissenschaftlerlehrgang geschaffen haben. Da war es eigentlich schon fast vorbei, hatte ich das Gefühl. Also es ist vielleicht noch nicht vorbei, aber das wird weniger werden. Man wird wieder mehr zu dem kommen, dass man sich wieder mit den Naturwissenschaften befasst in erster Linie, und nicht mit der Umwelt. [...] All die Bindestrichwissenschaften haben ein bisschen ein Problem. Weil die schon fokussieren, bevor man sich einmal überlegt hat, was eigentlich das Ganze ist. (Nollert, Ny-consult)

26 In den USA zumindest wurden Studiengänge schon in den 1970er Jahren eingeführt und verliefen damit parallel zum Aufstieg des Umweltdiskurses und der Dienstleistungsfirmen (Schoenfeld, 1979). Allerdings entstanden in den USA auch die Umweltdienstleistungsfirmen früher und verbreiteten sich schneller. Im Jahr 1974 wurden 1130 private Firmen sowie 322 „Professional or Occupational Groups“ im Umweltbereich gezählt (Nelkin, 1977, 81). Laut Dorothy Nelkin hat die Überproduktion an ausgebildeten Umweltnaturwissenschaftlern zu einem „Abuse of the Discipline“ durch die Dienstleistungsfirmen geführt. Die Ökologie sah ihre öffentliche Reputation beschädigt. Die Ecological Society of America (ESA), in der sowohl universitäre als auch professionelle Ökologen versammelt waren, versuchte daraufhin, einen Ethikcodex durchzusetzen. Im Ethikcodex sollten die ESA-Mitglieder dazu verpflichtet werden, sich nur zu Themen zu äußern, für die sie qua Ausbildung qualifiziert sind. Der Kodex wurde schließlich von den *universitären* Ökologen zu Fall gebracht, die um ihre wissenschaftliche Autonomie fürchteten (ebd., 82-88). Da der SVU in der Schweiz auf die Professionellen beschränkt ist, treten diese Konflikte zwischen Universität und Profession nicht auf.

Nollert geht es nicht nur darum, sich selbst als Pionier und die ETH als Nachzüglerin zu stilisieren oder sich über die Überschwemmung des Marktes zu beklagen. Er macht deutlich, dass die sekundäre Professionalisierung nur ein vorübergehendes Phänomen ist, das, bedingt durch die Schwäche des Umweltbegriffs, bald wieder aufgelöst werden könnte. Paradoxerweise führt hier die Stabilisierung und Durchsetzung des Umweltbegriffs gerade nicht dazu, dass die sekundäre Professionalisierung stabilisiert wird, sondern dass sie rückgängig gemacht wird, da Umwelt wieder in Naturwissenschaft rücküberführt wird. Nollert interpretiert Umweltnaturwissenschaft als eine Bindestrichwissenschaft, der die Autorität fehlt, ein Arbeitsgebiet zu spezifizieren.²⁷ Die Ironie der Geschichte besteht darin, dass die Umweltnaturwissenschaften als eine Metawissenschaft gerade angetreten waren, die disziplinäre Engstirnigkeit der klassischen Naturwissenschaften aufzuheben. Nun werden sie von denjenigen, die die traditionellen Naturwissenschaften studierten, abgelehnt und verworfen, weil sie sich zu früh fokussiert haben.

Umwelt als Option

Die Etablierung von Umweltkarrieren ermöglicht, dass Gemeinwohlorientierung und Politisierung zu einer bloßen Berufswahl mutiert. Ende der 1980er Jahre wird eine „Umweltkarriere“ zu einer Option. Man kann sie ergreifen oder nicht und man kann sich überlegen, ob die eigenen Motive zu einem solchen Berufsbild passen oder nicht. „Umwelt“ ist nicht mehr eine risikobehaftete und unklare Größe, die primär durch ein selbstdefiniertes (politisches) Interesse bestimmt ist, sondern sie ist zum gesellschaftlich vorgeformten und legitimierten Beruf geworden. Damit verliert die biographische Erzählung an intersystemischen Charakter. Denn wenn biographische Wege akzeptiert und vorgeformt sind, dann entfällt die Aufmerksamkeit für das Spezifische der Wahl. Was aber bleibt, ist die in Gemeinwohlorientierung transformierbare Sinnsuche, wie man an den Ausführungen von Eigen sieht:

Also ich hatte einfach nach der Matur eigentlich verschiedene Sachen offen, die ich mir hätte vorstellen können. Ich habe mich bei der Kunsti einmal angemeldet für die Prüfung für das Vorjahr, und bin an Informationstage von der Sozialarbeiter/-innenschule da in Zürich. Und habe mich gleichzeitig dann auch angemeldet für das Biostudium. Einerseits wollte ich einen Beruf, wo ich mich wirklich persönlich engagieren kann, das war mir total wichtig. So das

27 Harald Mieg hat den Versuch unternommen, Arbeitsgebiete, die die Umweltdienstleister für sich reklamieren sollen, zu spezifizieren (Mieg, 2001b), siehe dazu auch Kapitel 5.1.

persönliche Engagement, so das Herzblut, das fließt. Und das war in so Richtung Natur- und Umweltschutz sicher ein wichtiger Teil. Und dann hatte ich einen Freund, der Physik studiert hat und verschiedene Kollegen, Freundinnen, Freunde, die auch angefangen haben zu studieren. Das hieß dann so ein bisschen für mich: Ja, es wäre auch noch toll, die auch weiter sehen zu können. Also das wäre eigentlich ein rein persönlicher Grund. Und dann habe ich eine Frau gekannt, die Bio studiert hat, und mit ihr dann einmal länger geredet. Und das hat dann so ein bisschen letztlich den Ausschlag gegeben, dass ich mich dann für das Biostudium entschieden habe. (Eigen, Epsilon-bio)

Eigen sieht sich vor eine Auswahl gestellt und sie kann sich jedoch nicht entscheiden. Sie setzt unspezifisch „Herzblut“ voraus. Dieses oder jenes könnte sie tun, es kann sich um Umweltschutz oder Sozialarbeit handeln. Das Biologiestudium ist nicht einfach irgendein Studienfach, sondern es wird in Verbindung mit Umweltschutz gebracht und steht neben Sozialarbeit und Kunst. Ersteres ist ein Beruf mit ähnlich intersystemischem Charakter wie Umwelt,²⁸ nur auf Personen bezogen, das andere ist eine Ausbildung, die primär auf eigene Sinnerfüllung zielt. Entscheidend für die Wahl sind nicht, wie bei den bisherigen Erzählungen, Schlüsselerlebnisse oder -texte, sondern das persönliche Umfeld. Eigen hebt eine ganze Reihe von Personen hervor, die nicht einfach als Berater auftreten, sondern selbst über einschlägige Erfahrungen verfügen und somit als *Vorbilder* dienen. Zudem ist nun das Studium selbst schon eine direkte Vorstufe zur Tätigkeit als Umweltdienstleisterin:

Das erste Projekt, das ich mit zwei Freunden, die auch Zoologie studiert haben, machte, das war für die Stadt [XY]. Ein Projekt über Fledermäuse. Und das war auch mein Diplomthema. Das ließ sich gut kombinieren. Und war auch wirklich eine tolle Gelegenheit, da einzusteigen auch in die Selbstständigkeit.

Das erste Projekt ist schon Teil der Ausbildung. Die Genese der Umweltdienstleistungsfirmen aus Projekten, wie sie im nächsten Kapitel erläutert wird, ist in den 1990er Jahren schon in der Ausbildung angelegt. Der komplexe Ablauf von universitärer Wissenschaft, Konstruktionen eines Gegenstands „Umwelt“, Politisierung des Gegenstands, Gemeinwohlorientierung und Erarbeitung eines Projekts, mit dem sich dies alles fassen lässt, ist zu einem Beruf geworden, auf den Studiengänge die Absolventen vorbereiten.

Bevor ich nun die Gründung der Umweltdienstleistungsfirmen analysiere, fasse ich zusammen: Die hier exemplarisch dargestellten Bio-

28 Zum intersystemischen Charakter der Sozialarbeit siehe Nocke (2000).

graphien sollten dreierlei leisten: Sie sollen erstens eine kurze Geschichte der schweizerischen Umweltdiskurse präsentieren. Zweitens sollen sie die Genese eines Berufs als Bestandteil der Umweltdiskurse nachvollziehen. Und drittens soll, aufgrund des intersystemischen Charakters der Berufe, der Weg der Biographien zwischen den Systemen herausgearbeitet werden. Dazu wurden Beispiele ausgewählt, die unterschiedliche Aspekte dieses intersystemischen Charakters herausstellen. Zu Beginn fast aller Karrieren steht ein naturwissenschaftliches Studium. Entweder schon in der Universität oder erst danach folgt eine Gemeinwohlorientierung oder Politisierung, die mit unterschiedlichen Perioden des Umweltdiskurses variieren. Die Geschichte von Richner zeigt, wie „Umwelt“ als ein selbst schon intersystemisches Thema erst etabliert und herauspräpariert werden musste. An den Beispielen der 1970er Jahre führte ich vor, wie eine nun stärkere Politisierung des Themas andere Biographien ermöglicht. Und schließlich zeigte ich, wie im Verlauf der 1980er Jahre Umwelt institutionalisiert wird, und damit Biographien ermöglicht, die auf Vorgegebenes zurückgreifen.

Die Biographien habe ich als Beispiele interpretiert, die die Entstehung von Umweltdienstleistungsfirmen auf eine spezifische intersystemische Karriere der Gründer zurückführt. Da „Umweltdienstleistungen“ zumindest bis weit in die 1980er Jahre nicht als Rahmen existierten, mussten bestimmte biographische Voraussetzungen gegeben sein, um überhaupt den Beruf Umweltdienstleistungen entstehen zu lassen. Diese Darstellung verdeckt jedoch andere Wege zu den Umweltdienstleistungen, die die Akteure als erheblich zufallsbedingter interpretieren. Dies weist auch auf einen bis anhin kaum diskutierten Aspekt hin: In der Diskussion der Biographien habe ich mich dem Material folgend darauf gestützt, wie die Interviewten ihre eigenen Biographien interpretierten und diese zum Ausgangspunkt meiner Diskussion gemacht. Damit wurde eine Doppelung der Interpretation vorausgesetzt, aber nicht interpretiert. Denn meine Interpretation des intersystemischen Charakters der Biographien beruht auf einer Eigeninterpretation der Interviewten dieser Intermediarität. Auf der einen Seite stärkt dies mein Argument, denn wenn sogar die Interviewpartner diesen intermediären Charakter ex post selbst herausstreichen, dann ist dies ein starkes Argument für meine These. Andererseits verbirgt diese Doppelung die Möglichkeit, die Intermediarität nicht an den Eigeninterpretationen der Interviewten, sondern an ihren biographischen Wegen abzulesen (etwa der Lektüre, der politischen Betätigung, der Rolle des Elternhauses, der Rolle von Bekannten, Freunden, Vorbildern), die alle *nicht* systematisch erfragt wurden, sondern der Eigeninterpretation der Interviewten überlassen waren.